Morgen-Ausgabe
No. 395. — 56. Jahrgang.

Berliner Volks-Zeitung

Erstes Beiblatt
Sonntag, 23. August 1908

Demokratisch

und sozial, ohne sozialdemokratisch zu sein, dient die Berliner Volks-Zeitung unbekümmert um alle Anfeindungen dem Kulturfortschritt, der Aufklärung und dem Rechte des werktätigen Volkes. Mit ihrer kernigen, frischen, wahrhaft volkstümlichen Sprache ist sie eine Herzstärkung für jeden aufrecht gesinnten deutschen Mann. Aber auch der Hausfrau bietet die Zeitung mit ihrem täglichen Familienblatt und der reich illustrierten Sonntagsbeigabe wertvollen Unterhaltungs- und Belehrungsstoff. Man abonniert für den

Monat September

bei allen Postanstalten Deutschlands zum Preise von 80 Pfennig monatlich; in Berlin und Vororten bei täglich zweimaliger Zustellung für 75 Pfennig monatlich in der Expedition, Jerusalemer Straße 46—49, sowie bei deren sämtlichen Filialen.

Die Gefahr des Hitzschlags

in der Armee. [Nachdruck verboten.]

Vor den großen Herbstübungen, die für das Gardekorps am Montag beginnen, werden einige Worte über den Hitzschlag interessieren. Tausende von Soldaten sind dieser Gefahr täglich ausgesetzt, und ihre Angehörigen sorgen sich um sie. Ein Beruhigungsmittel für beide aber liegt in der Kenntnis der Gefahr. Einem bekannten Feinde vermag man eher auszuweichen oder ihn zu besiegen, als einem unbekannten.

Der Hitzschlag bildet keine ausschließliche Gefahr für Angehörige der Armee. Auch die den Zivilrock Tragenden können von ihm befallen werden. Gedrungener Körperbau, übermäßige Leibesstärke, geschwächte Herztätigkeit, entstanden durch Fehler, allgemein ungünstige Konstitution und allerlei Verstöße gegen eine vernünftige und nüchterne Lebensweise veranlagen dazu. Doch die einzelne, mehr oder minder freie Persönlichkeit vermag auf mancherlei Weise bei bedrohlichen Anzeichen vorzubeugen. Das ist dem unter Kommando stehenden Soldaten gewaltig erschwert. Daher ist das Kontingent der vom Hitzschlage Betroffenen unter den Uniformierten von jeher am höchsten gewesen, und die Hitzschlaggefahr in den Armeen ist so alt wie diese selbst.

Bei einem römischen Heere erkrankten während eines Ueberganges über den Mincio unter 12,000 Mann 2000 am Hitzschlag, und 26 starben. Der zur Niederwerfung der Landschaft Arabia Felix seinerzeit unternommene Feldzug verlief wegen der Massenerkrankung am Hitzschlag im arabischen Sande. Während des Marsches des Fridericianischen Heeres vom Marienstern nach Bautzen fielen über 100 Mann dem Hitzschlag zum Opfer. So verfügt die Statistik bis in die neueste Zeit hinein über eine unendliche Reihe von Beispielen.

Die verderblichen Wirkungen hoher Temperaturen treten besonders hervor unter marschierenden, übenden und kämpfenden Truppen. Hier steigern sich die Körpertemperaturen unter den direkten Strahlen der Sonne (Sonnenstich) und unter hohen Wärmegraden der Luft (Schwüle) und erzeugen den Hitzschlag.

Und doch — so gefährlich dies aussieht und sich anhört, so unendlich viel läßt sich gegen die Gefahr tun. Es müssen sich dazu nur Vorgesetzte und Untergebene vereinen. Würde nur überall beachtet, daß unsere Dienstvorschriften betonen: „Alle Befehlshaber sind verantwortlich, daß . . . bei der durch die Uebungen zu erzielenden Abhärtung auf die Erhaltung der Gesundheit Rücksicht genommen werde" und: „Hierbei ist aber streng darauf zu halten, daß jeder einzelne (Offizier) die eifrigste und strengste Erfüllung seiner Obliegenheiten als Ehrensache betrachtet" — so würden weniger Katastrophen vorkommen. Gewiß sind Anstrengungen und Entbehrungen bei den Friedensübungen als Mittel zur Erziehung der Soldaten von hohem Wert, sie stählen Willenskraft und Selbstvertrauen", aber „der höchste Führer wie der jüngste Soldat muß sich stets bewußt bleiben, daß Unterlassen und Versäumnis ihn schwerer belasten als ein Fehlgreifen in der Wahl der Mittel.

Nach diesen kernigen Worten wäre ein schnellerer Fortschritt in der Bekleidungsreform zu erwarten. Der Helm mit seinem schwarzen Lederlackkopf ergrübt nach wie vor zur Backofenhitze, seine metallenen Beschläge sammeln und bewahren die Sonnenstrahlen, und „von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß" — so lange er kann. Der Kragen mit seinem keine zwei aufeinander folgende Vorgesetzte befriedigenden Hakenschluß erhitzt Kehlkopf und Nacken, und „Kragen auf!" muß schon vorbeugend kommandiert werden, wenn es wirken soll. An Tornistermodellen besitzt die Infanterie zurzeit eine große Zahl. Möge bald eines erfunden werden, das weder zu sehr drückt noch zu groß den Rücken wärmt, noch zu klein ist, daß es eines Studiums bedarf, um die notwendigsten Sachen darin zu verstauen.

Allen Fahrlichkeiten des Hitzschlags sind unsere Truppen vornehmlich während anstrengender Märsche ausgesetzt. Anstrengungen, auch in Hitze und Schwüle, sollen und können nicht vermieden werden. Sie gehören mit zum „Geschäft" des Soldaten. Aber einmal müssen die dazu befohlenen Menschen dazu trainiert werden, mindestens doch mit derselben Ueberlegung und Konsequenz wie das teure Pferdematerial, und zum anderen gilt es nicht nur, den Dampf in der Maschine zu lassen, sondern vor allem den Gang der Maschine, um dieses Bild beizubehalten für die marschierende Truppe, unausgesetzt zu beobachten, hier zu „ölen", das heißt erhitzenden Reibungen vorzubeugen, dort zu reparieren, ehe ein Unglück geschieht, dort lieber zu stoppen, als eine Explosion zuzulassen, und schließlich den Betrieb nur so lange aufrecht zu erhalten, wie er sich rentiert, das heißt hier, so lange noch etwas von den Muskeln und dem Hirn gelernt werden kann. Lieber gehe man den Betrieb, nachziehig gegen höhere Gewalten, zeitweilig auf, als ihn ernstlich zu schädigen.

Wenn der Soldat im Kriege — bildlich gesprochen — mit den „Stiebeln" fliegt — und das ist wahr, denn auf das rechtzeitige, vollzählige und kampffähige Erscheinen der Truppenmassen kommt alles an — so sehe man sich die „Stiebel" doch etwas genauer an. Die Wandlungen, die dieses Siegesinstrument im Laufe des Jahrhunderte durchmachte, beweisen, was behauptet werden soll, daß keine Vervollkommnung noch immer möglich ist. Ist denn langes Nachdenken dazu nötig, um einzusehen, daß ein Fuß in einer Lederumhüllung, die monatelang nach einem anderen Fuß sich gezogen hat, nicht zu schmerzloser Leistungsfähigkeit gebracht werden kann? Wer die aller möglichen Schmierearbeit trotzenden, harten, dickledernen Stiefel kennt, in denen bereits ein halbes Dutzend Füße die Straßen beiseiten, wird nicht glauben, daß in ihnen Reservisten und Landwehrleute, die acht Tage oder etwas länger vorher eingezogen wurden, marschfähig sein sollen. Druck während der geteigerten Arbeit der Füße dulden, ist aber, wie wenn man einen Schwadronsgaul auf harten Boden ohne Eisen sich lahm laufen lassen wollte. Zum Herstellungspreise (8 bis 9 Mark etwa) werden den Reservisten und Landwehrleuten bei ihrer Einstellung neue Marschstiefel zum Kauf angeboten. Aber nur ein Bruchteil der Eingezogenen vermag davon Gebrauch zu machen. Man sollte den meist zahlreichen Familienvätern die Stiefel kostenlos liefern, wie das Pferd dem Reservereiter, und sollte so lange Kriegsmarschstiefel liefern, wie ihre Empfänger dienstpflichtig bleiben. Ein Trageverbot außerhalb der Uebungen ist unpraktisch. Der Fuß macht auch Wandlungen durch in den Jahren, und das Leder ist der Zerstörung unterworfen. Eine Kontrolle ist bei Gelegenheit nötig, aber eine Aufbewahrung der Stiefel an Sammelstellen bei den Bezirkskommandos wegen der damit verbundenen ungeheuren Verwaltungskosten nicht ratsam.

Die Ersparnis an teuren Beschlagtuchen, an Kürassen, Paradeüberdecken, Pelzen und anderen auf Brust und Rücken zwecklos herumhängenden Verzierungen würden die Mehrkosten für unentgeltliche Ueberlassung der Kriegsstiefel wohl reichlich decken, die Armee schlagfertiger machen und bei Kriegs- und Friedensmärschen Menschenleben sparen, denn in der gefährlichen Sommerhitze wirken Wundschmerzen an den Füßen stark beschleunigend auf die Herztätigkeit ein. Ein etwas dauerhafterer Schnürschuh, wie der jetzt mehr für Quartier- und Kasernenhofdienst gebaute, aus besserem Leder mit etwas höherem Schaft, der das Einschnüren des unten nicht mehr so breiten Beinkleids erlaubt, würde die lästige Doppelwirtschaft mit zwei Arten Fußbekleidung vermeiden lassen und dem Marschierenden die ganze Wohltat des verstellbaren, anpassungsfähigen Schnürstiefels gewähren. Der voraussichtliche Schauplatz eines Zukunftskrieges liegt in Ländern, die in hoher Kultur sich befinden. Ihr Wegenetz erfordert nicht den russischen Schmierstiefel, und zu einem Zuge nach Moskau werden wir uns hoffentlich nicht locken lassen. Vielleicht führen die jetzt von den Infanterieoffizieren getragenen Probeschnürstiefel allmählich zur Einführung des Modells auch für die Mannschaft.

Weiter gibt den Vorgesetzten aller Grade zu denken, daß die Gefahr des Hitzschlages durch zwei Dinge außerordentlich gefördert wird, durch die beschränkte Verdunstung und Wärmeabgabe der Haut und durch das gedrängte Nebeneinandermarschieren in der Kolonne und die dadurch notwendig erfolgende Einatmung verdorbener Luft.

Nicht nur die unpraktische Sommerbekleidung unserer Infanterie — von dieser, die die Hauptmasse der von Hitzschlag Betroffenen stellte, soll hier fast ausschließlich die Rede sein, denn der Dienst der Kavalleristen und Artilleristen läßt die Gefahr leichter vermeiden — auch die Haupttätigkeit des Infanteristen ist mehr, als es geschieht, zu beachten. Im Keller meiner Kompagniekaserne verfügte ich über eine Brausebadeanstalt und nutzte sie im Sommer zu wenigstens dreimaliger Reinigung der Haut meiner Mannschaft aus. Von der bekannten stickigen Luft der Marschkolonne war im Bereich meiner Leute wenig zu merken. Diese, die Lungen erstickende schlechte Luft und die bei geringer oder keiner Hautpflege verminderte Tätigkeit der durch Schmutz und Schweiß verstopften Poren fordert auch ihre Opfer. Deshalb müssen sanitäre Verbesserungen geschaffen werden.

Den Gefahren, die aus dem stundenlangen Einatmen verdorbener Luft entstehen, läßt sich jedoch noch auf andere Art entgegentreten. Am zweckmäßigsten ist das Oeffnen der Glieder, so daß die Mannschaften nicht mehr Arm an Arm, sondern mit einem Meter Zwischenraum marschieren. Die meisten Straßen sind breit genug dazu, lassen auch noch Platz für verkehrende Ordonnanzen und Vorgesetzte. Andernfalls bleibt für diese das angrenzende Gelände. Immer aber dürfen sie nur auf der dem Winde abgekehrten Seite als Stauberreger sich bewegen und müssen sich hüten, dem schwerbetragenden Infanteristen durch Staubwolken, die in Atmungsorgane und Augen dringen, lästig zu fallen.

Wenn die Marschkolonne nicht gerade die Stärke des Armeekorps erreicht, lassen sich an leichten Marschtagen auch sehr wohl die Abstände (von hinten nach vorn) von Mann zu Mann erweitern. Dadurch tritt frische, reine Luft besser zu. Im Frieden müßte das grundsätzlich geschehen, denn wir

Eine zarte Anknüpfung.

[Nachdruck verboten.]

Oberamtmann Boehmer wollte seinen Augen nicht trauen. Ganz verblüfft sah er der Magd nach, die in der Tracht der polnischen Landmädchen mit dem Melkeimer am Arm über den Hof ging.

„Na, nu hört sich doch alle Gemütlichkeit auf; Lotto, du bist woll ganz paffuttes!" schrie er über den Hof.

Lachend wandte ihm das Mädchen ihr schmales, frisches Gesicht mit den leuchtenden, dunkeln Augen zu. „Willst du mich nicht melken? Ich kann fünf Kühe hintereinander ausmelken."

„Ach was, Marjell, mach man bloß keine Fisematenten! Was denken sich die Leute, wenn du in der Mieke ihren Kleidern melken gehst! Ueberhaupt paßt sich das Melken für ein gelehrtes Fräulein nicht."

Lotte schnitt eine Grimasse. „Weißt du, Onkelchen, das ist mir Wurscht! Und mit der Gelehrsamkeit ist es auch nicht weit her. Glücklicherweise habe ich in dem Vierteljahr wieder alles vergessen."

Herr Boehmer schmunzelte; doch er zwang sein Gesicht in strenge Falten und sagte: „So, und du willst Lehrerin sein!"

„Willst is gut!" lachte Lotte, „der Bien muß. Weil doch Mama auch Lehrerin gewesen ist und weil bei uns der Taler bloß fünfzig Pfennig gilt — sechs Gören sind wir doch!" — drum mußte ich Lehrerin — Lotte sagte es ganz gedehnt — werden."

„Und sag mal, Marjell, was möchtest du denn sein?"

„Sein? Nichts. Einen Landwirt möchte ich heiraten!" sagte Lotte so prompt, daß der Onkel ganz verblüfft war.

„Du hast woll schon einen am Kanthaken?"

„I bewahre, das ist ja eben das Malheur," entgegnete Lotte.

„Dann will ich dir was sagen, Marjellche, nu verdien' ich mir noch einen Kuppelpelz. Heute nacht kommt mein Volontär von seiner Reise zurück. Den kreie ich dir zu, 28 Jahre, Reserveleutnant, von, reich, ohne Eltern und Geschwister, dazu ein forscher, strammer Kerl —

„Ja, und wasserblaue Augen und ferkelblonde Haare und so einen dicken Bauch! Und eine Nulpe is er noch obendrein."

„Was du da aber Neues sagst! Wer hat dir das erzählt? Du scheinst dich ja übrigens schon in den acht Tagen, wo du bei uns zu Besuch bist, sehr mit ihm beschäftigt zu haben!"

„Durchaus nicht!" verteidigte sich Lotte, „aber das hat mir die Mamsell gesagt, und noch viel mehr. Dem tanzen ja die Leute auf der Nase rum, so tranig soll er sein."

„Ich weiß davon nuscht! Hör' du man bloß, was die Mamsell sagt! Die is doch nur so giftig auf ihm, weil er nich um sie rumscharwenzelt wie der vorige Volontär. Na, du wirst ihn ja kennen lernen. Um 11,15 kommt der Zug in Paskalwen an."

„Aeußerst angenehm!" Lotte wandte sich zum Gehen. Doch plötzlich machte sie kurz Kehrt und hängte sich schmeichelnd an des Onkels Arm, während in ihren Augen tausend Teufelchen sprühten.

„Onkelchen, süßes Himmelsonkelchen, ich hab' eine feine Idee. Dem Herrn Nulpe spiel' ich einen famosen Schabernack."

Und eifrig setzte sie dem Onkel ihren Plan auseinander.

„Du bist woll rein im Kopf verrückt," wehrte sich Herr Boehmer.

Aber Lotte war beharrlich. Den ganzen Vormittag hindurch folgte sie dem Onkel wie ein Hündchen von Stall zu Stall und sogar bis zu der eine Stunde entfernt liegenden Schäferei und ließ nicht nach mit Bitten und Schmeicheln, bis der Onkel endlich einwilligte.

Am Nachmittag, der einen sanften Schneefall gebracht hatte, hielt sich Lotte wiederum viel in den Ställen auf. Besonders halte sie mit dem neuen Kutscher, einem jungen blassen Menschen, der seit etwa acht Tagen an Stelle des alten Klaus getreten war, viel zu besprechen.

Angenehm war ihr das nicht. Denn der Mensch, der soeben in Berlin seine Militärzeit absolviert zu haben vorgab, und der sich nun immer als den Großstädter aufspielte, sah ihr manchmal ziemlich frech ins Gesicht. Aber sie mochte ihren Plan doch nicht aufgeben, und nahm es daher mit in den Kauf.

Der Kutscher machte sich auf den Weg und schaukelte mitten auf der Landstraße, etwa zwanzig Minuten vom Gehöft ab, einen großen Schneehaufen zusammen, der nur rechts und links gerade Raum genug zum Vorbeifahren ließ.

Als abends um zehn Uhr Lotte gerade Onkel und Tante „Gute Nacht" wünschte, trat der Kutscher ein und meldete, daß er jetzt zur Station fahre. Ob etwa an den Stationsvorsteher wegen der Schweineverladung zu bestellen sei.

Lotte schlüpfte währenddessen aus der Türe und sah den Kutscher dabei verständnisvoll an.

Herr Boehmer verneinte die Frage, und Martin entfernte sich.

Nicht lange darauf sauste unter Schellengeläut ein kleiner Muschelschlitten die mondbeschienene Landstraße hinunter.

Pünktlich für ländliche Verhältnisse, das heißt mit nur einer Viertelstunde Verspätung, kam der Bummelzug, der Herrn v. Gronden brachte, in Paskalwen an.

Der Volontär war verwundert, als er Klaus nicht wie gewöhnlich auf dem Bahnsteig vorfand. Er nahm kopfschüttelnd sein Gepäck selber und schritt nach der Hinterseite des Stationsgebäudes, wo die Gefährte hielten.

In dem Augenblick fuhr auch der Boehmersche Schlitten vor. Militärisch grüßend, legte der Kutscher die Hand an die große, mit einem langen Fuchsschwanz gezierte Pelzmütze.

Verwundert sah Herr v. Gronden den Kutscher an.

„Ach so, vom 1. Januar ist ja ein neuer da," murmelte er, „hoffentlich hat er es in sich; äußerlich sieht er man noch sehr grün aus.

Schweigend setzte sich der junge Mann in den Schlitten, hüllte sich in die Pelzdecken ein, und hinaus ging es in flottem Trabe in die sternenhelle, zauberische Winternacht.

Nach einer Weile befahl der Volontär, das Tempo zu mäßigen. Er wollte die Schönheit der gewaltigen, ebenen Schneelandschaft genießen.

Der Kutscher zügelte die Pferde.

„Wo sind Sie denn her?" fragte Herr von Boehmer nach einer Weile des Schweigens.

„Ick komme direkemang von Berläng."

„Was taten Sie in Berlin?"

„Na, ick war bei dat Milletär."

Herr von Gronden lächelte, und die schmale Gestalt betrachtend, sagte er: „Aber solche Piepmütze kann Majestät ja gar nicht gebrauchen."

Der Kutscher reckte sich.

„Wat dat anbelangt, so sind se ihm noch lieber wie die Allgudicken.

Der Volontär biß sich auf die Lippen.

„Bei welchem Regiment standen sie denn?"

„Bei die schwarzen Husaren."

„Was, in Berlin schwarze Husaren?"

„Jottedoch, ick hab' mir man bloß verschwabbelt; ick meine natürlich bei die Gardeschützen."

„Aber da stand ich ja auch. Mensch, da müssen Sie mir erzählen! In welcher Kompagnie waren Sie?"

„Bei die vierzehnte!"

„Aber Mensch, es sind doch bloß vier!"

„Ick meene ja natierlich bei die vierte."

„Wie hieß denn Ihr Hauptmann?"

„Ae — ä — Pieske!"

„Was Pieske? Den Namen habe ich ja noch nie gehört."

„Vielleicht heißt er auch anders. Wer kann die Namen von all' die Hauptmanns wissen!"

„Aber doch von dem Ihrigen!"

„Ick hab so'n schlechtes Gedächtnis."

Herr v. Gronden sah den Kutscher scharf an.

Dieser wurde ganz verlegen. Doch der Volontär inquirierte weiter.

„Wo lag doch Ihr Exerzierplatz?"

„An — an — uff de Jungfernheide," stotterte der Kutscher.

„Was?"

„Na ja, er war doch verlegt geworden, der olle auf das Tempelhofer Feld war nich mehr groß genug."

Herrn von Gronden wurde es ganz unheimlich zumute. Warum nur log ihn dieser Mensch so an? Offenbar war er noch nie in Berlin gewesen. Die abenteuerlichsten Befürchtungen kamen dem Volontär.

„Waren Sie schon vorher wo im Dienst?" fragte er weiter.

„Ja schon sieben Jahre als Kutscher in Angstugallen."

„Wie alt sind Sie denn?"

„Morjen werd' ich siebenundzwanzig."

„Und jetzt haben Sie erst ausgedient?"